



Simone Schönelt
re:mondo

Roman



Simone Schönett

re:mondo

Roman



Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn, Klagenfurt

Logo & Layout:

Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien

„re:mondo“ von Simone Schönnett ist die zweite Ausgabe der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Edition. Interessent/inn/en wenden sich bitte an abonnement@edition-meerauge.at.

Titelbild: Fotos aus dem Archiv der Autorin, bearbeitet von Eva Asaad

Schrift: Sabon Roman, 9,5 Punkt

Titelschrift: Frutiger Black, 11 Punkt

Gedruckt auf: 100 g EOS 1,75fach holzfrei

Lektorat: Iris Katholnig, Villach

Grafik, Satz & Ausführung des Layouts:

typedesign Grimschitz, Klagenfurt

Herstellung & Beratung:

Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt 2010

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Austria

ISBN 978-3-7084-0385-4

Prolog

Auch im Anbeginn der Zeit, als die Kontinente noch nicht voneinander getrennt waren, als sich noch mehr als der nur den Augen zugängliche Teil der Welt zeigte und die Menschen noch mit dem alten Wissen in Verbindung standen, auch damals schon war die Bosheit der Menschen groß.

Und die Götter beschlossen, die Menschen wieder von der Erde zu nehmen.

In der Bibel ist nur die Rede von Noah. Noah aber hatte noch einen Bruder, Jakob.

Und Jakob war ein Spielmann.

Als Noah Jakob von der großen Flut erzählte und dass sie nur auf der Arche überleben könnten, lachte Jakob nur. Er glaubte Noah zwar, denn auch Jakob wusste die Vorzeichen zu deuten, aber so eingesperrt, auf so engem Raum, ohne nach draußen gehen zu können, so ganz ohne Freiheit, das wusste Jakob, da stürbe er ohnehin. Aber sterben wollte er lieber in Freiheit als in einem – wenn auch sicheren – Gefängnis.

Und er nahm seine Instrumente, Aulos und Lyra, bestieg sein Pferd und ging auf die Reise, fröhlich, denn tief in sich wusste er, dass er schon irgendwie überleben würde können.

Als Jakob vom Süden in den Norden kam, begegnete er einer Frau, die vom selben Schlag war wie er. Sie trug mit sich den Zink, dieses trompetenähnliche Horn. Und sie erkannten einander und zogen fortan gemeinsam weiter. Unterwegs trafen sie auf andere Spielleute. Aus dem Westen, dem Osten kamen die, mit Trommeln und Flöten.

Wenige waren sie, zwei Handvoll Menschen, nicht mehr, aber sie alle konnten das pochende Blut der Erde unter ihren bloßen Füßen spüren. Sie vermochten das immer lauter werdende Pulsieren der Erdströme zu deuten. Aber mehr noch als alles andere verstanden sie es, sich auf die

Kraft der guten Gedanken zu verlassen: Es würde schon irgendwie weitergehen. Sie würden weitergehen.

Beim Einsetzen des Regens, als Noah die Arche bestieg, waren die Spielleute gerade dort, wo heute die mächtigen Berge Jenesiens stehen. Und als alle Brunnen der großen Tiefe aufbrachen und sich die Fenster des Himmels auf-taten, befanden sie sich in Lengfenn. Dort, wo heute das Kirchlein steht, öffnete ihnen die große Mutter ihren steinernen Bauch. Und gemeinsam hielten sie, 150 Tage und Nächte lang, ihren eigenen Untergang fern, mit der Magie ihres Spiels, mit der Kraft ihres Lachens und der Macht ihres Glaubens an das Gute und ein Leben in Freiheit.

Als das Wasser wieder zurückging, entstiegen Noah und die Seinen der Arche, Jakob und die anderen Spielleute aber der Erdenmutter Bauch. Im Gegensatz zu Noah schickten sie keines ihrer Tiere vor, sie gingen zusammen. Die Spielleute errichteten auch keinen Altar, und sie opferten auch nicht blutig. Sie legten nur ein wenig von dem nieder, was sie noch besaßen: Nüsse, Samen, Tabak, vergorene Stutenmilch, und dankten mit einem langen, wilden Fest, von dem niemand mehr weiß, wie lange es wirklich gedauert hat, nur, dass an dessen Ende Jakob und die Seinen beschlossen, sich fortan mit dem alten Wort für Eingeweihte, Wissende zu benennen: Jenische. Jenische, so nannten sie sich. Und gingen dann fort von diesem Ort ihres Überlebens. Sie waren ja Reisende und sie wollten das auch bleiben. Aber bevor sie gingen, einigten sie sich noch darauf, diesen auf ewig in Erinnerung zu behalten und ihn künftig Jenesien zu nennen.

Jenesien, der gelobte Ort, wo die Jenischen des Überlebens ihrer Ahnen gedenken. Zumindest einmal im Leben sollte man dorthin reisen, um sich für den Schutz der großen Mutter zu bedanken.

Dieser Felsen in Lengfenn, unter dem sich die Erde auf-tat, ist noch immer der wichtigste Kraftplatz der Jenischen.

Nicht nur, weil dort einst die Spielleute, ihre Vorfahren, überlebt haben, er ist es auch, weil all jene, die danach kamen, ihre Gedanken dort zurückließen und so diesen Ort immer wieder aufs Neue mit uralter Energie aufluden. Heute steht auf diesem Fels ein steinernes Kirchlein. Aber es tut der Kraft keinen Abbruch. Sie besteht weiterhin, denn das Kirchlein ist dem Beschützer der Reisenden und Musiker, dem heiligen Jakob, geweiht.

Immer schon wurde diese Geschichte so erzählt: Von Mund zu Ohr und dann wieder zum Mund und von den Mündern in die Gehörgänge hinein. Weil nur so das Geheimnis im Kreis der Eingeweihten bleiben kann. Im lebendigen Ausdruck, im Knistern des Gegenwärtigen, in der Mimik und Gestik derer, die davon erzählen, und im Schweigen jener, die wirklich zuhören können.

Das Wissen liegt offen und verborgen zugleich. Noch nie hat es auf dem Papier existiert; denn festgeschrieben unterläge es doch nur den Tücken der künstlichen oder magischen Spiegelungen oder könnte gar in falsche Hände geraten. Deshalb wurde die Geschichte immer nur mündlich weitergegeben.

Auch sie würde ihrem Kind eines Tages von Jakob und den Seinen erzählen und mit ihm oder ihr auf das Hochplateau des Salten oberhalb von Bozen fahren, nach Jenesien, und sich dort bei der Göttin bedanken und es mit nackten Füßen in dem steinernen Kirchlein auf dem Felsen in Lengfenn die Kraft des Überlebens spüren lassen. Beständig würde sie es daran erinnern, dass man in jeder Spiegelung immer nur Schöpfungen seines eigenen Geistes sieht: das eigene Antlitz, die vertrautesten Objekte – und deren Abbilder.

Sie würde ihr eigen Fleisch und Blut lehren, dass man nicht alles benennen darf. Und es nicht vergessen lassen, dass die wahren Geschichten der Fahrenden immer so beginnen: Es war, weil es nicht war.

1.

Der Vater sieht die Mutter zwei Stunden, nachdem er sie vom Marktstand in Richtung des Lagerplatzes laufen hat sehen: Ein wenig blass zwar, aber aufrecht und lachend, mit leicht struppigem Haar.

Der Säugling liegt hinter dem Stand, auf Stroh. Noch weiß niemand von seiner Existenz, noch trägt das Neugeborene den einen, geheimen Namen, den außer der Mutter niemand je erfährt.

An diesem 10. September 1919 sind alle sehr beschäftigt, in St. Vitus, am Markt.

Die Marktstände der beiden Familien stehen nebeneinander, sie verkaufen Geschirr und Stoffe. Es ist, so versichern sie einander, das beste Geschäft im Jahr.

Immer wieder hört das Neugeborene eigenartige Schnalzlauter, *Ttt, Ttt*, doch sie gelten nicht ihm, sondern den Einäugigen, Einbeinigen, Einhändigen, all den Männern im besten Alter, mit ihren kriegsversehrten Körpern. Das Schnalzen kommt von den beiden Großmüttern, es kommt oft und stört den Schlaf des Kindes.

Das Weinen.

Das Weinen der Mutter, als sie das nachholt, wofür gleich nach der Geburt keine Zeit war.

Der dröhnende Stolz des Vaters.

Das Weinen des Kindes beim Eintauchen in das eiskalte Flusswasser.

Anna. Anna Nobbel. Diesen Namen erhält sie von ihren beiden Großmüttern, abends, am Feuer.

Durch Annas Geburt sind die Familien wieder aufs Neue miteinander verbunden, das verkünden sie einander lautstark, wieder und wieder, wie um sich Mut zuzusprechen. Es seien unsichere Zeiten, sagen die Alten.

Annas Mutter lacht. Alle Jungen lachen. Und alle Alten machen sich Sorgen. Sorgen wegen der neuen Grenzen, die das Reisen auf den alten Wegen unmöglich machen.

Südtirol ist an diesem Tag an Italien gefallen und Marburg an das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Sie sind beunruhigt wegen der *Flebbe*, der Papiere, die sie nicht haben, aber bräuchten, um in ihre langjährigen Winterquartiere in Marburg und Meran zu kommen. Die Jungen wollen versuchen, dennoch zurück in den Süden zu gelangen, vor allem wegen all der Märkte, die ihnen, blieben sie hier, entgehen würden. Aber die Alten warnen vor den Soldaten, den „serbischen Reitern“, die gerade nicht unweit von St. Vitus einmarschiert sind. Vor ihnen fürchten sie sich, aber mehr noch vor der Spanischen Grippe, die, über die neu gezogenen und umstrittenen Grenzen hinweg, erneut wüten soll. Wieder und wieder nehmen alle, die im Kreis um das Feuer sitzen, einen Schluck Wacholderschnaps aus der Korbflasche, zur Vorbeugung, und weil es Annas Geburtstag ist, lassen sie dabei das Kind kräftig hochleben.

Es *sind* unsichere Zeiten. Deshalb einigen sich die beiden Sippen im Laufe der Nacht, dass sie vorerst hier, in Karanien, im Süden des nunmehr klein gewordenen Österreichs bleiben werden. Nur den einen kommenden Winter über, bis die Zeiten wieder ruhiger werden würden. Wenigstens gelten ihre alten Gewerbescheine, die „Maria-Theresien-Patente“, hier noch. Seit Generationen werden sie in Annas Familie weitervererbt und hoch in Ehren gehalten, denn sie erlauben – und das ist das Besondere daran – nicht nur das Marktfahren mit Waren *aller* Art, sondern auch das Hausieren in ganz Österreich. Aber anders als zuvor dürfen jene, die diesen Gewerbeschein besitzen, nun keine Markt- und Hausiergehilfen mehr ausbilden. Die Jungen, wie Annas Eltern etwa, die zuvor völlig legal *im Geschäft* ihrer Verwandten mitgearbeitet und gelernt haben, müssen nun um eigene Gewerbescheine ansuchen. Und das machen sie auch. Doch einen Gewerbeschein bekommt nur, wer einen Heimatschein besitzt. Und den erhält nur, wer zuvor zehn Jahre lang durchgängig in einer Gemeinde ansässig und gemeldet war.

Dass Anna dennoch zunächst auf der Reise aufwächst.
Oder im Geschäft.

Dass das so einfach nicht zu trennen ist. Nicht in ihrer Welt.

Dass ihre Eltern nach Ende der Marktwoche von Annas Urgroßvater verheiratet werden, unter freiem Himmel. Eine jenische Hochzeit: Sie haben einander erkannt, reichen sich nun vor allen die Hände und sind fortan Mann und Frau.

Dass Annas Vater tüchtig ist, seinen Eltern, die einen Geschirrhandel betreiben, hilft und sich nebenbei als Kartenspieler verdingt.

Wegen der Flebbe pachtet er im Herbst 1920, mit zweien seiner Brüder, in der Nähe von St. Vitus, bei Laan, ein kleines Stück Land. An der verborgenen Lichtung auf dem Hügel errichten die Männer ein einfaches Holzhaus.

Annas Vater *ist* tüchtig. Nicht nur im Geschäft. Auch mit dem Nachwuchs. Als Annas Mutter 1927 stirbt, drei Tage nach ihrer letzten Geburt, hinterlässt sie sechs Kinder.

Anna ist acht, als sie, die älteste Tochter, versucht, den Platz ihrer Mutter auszufüllen, so gut es eben geht. Davon, da war ihr Leben das Reisen und das Lachen der Mutter, einer großen, starken Frau, die immer gut gelaunt war. Nun sind da nur mehr die Trauer des Vaters und die plärrenden Kinder, die plötzlich ihre sind. Das Waschen der Wäsche im kalten Fluss, in vielen kalten Flüssen.

Vor dem Unglück haben sie das Haus nur im Winter bewohnt. Doch nach dem Tod von Annas Mutter wird das lange Reisen immer beschwerlicher.

Dennoch ist es auf der Reise, im Geschäft, auf dem Markt, an den Lagerplätzen, wo sie immer noch manchmal sind, einfacher wegen der vielen Verwandten, der Großmütter und Tanten und Cousinen. Doch seit dem Tod der Mutter fahren sie immer weniger aus. Die Kinder müssen in die Schule. Und die Geschäfte gehen immer schlechter.

Auf dem kleinen Stück Land an der Lichtung bei Laan entstehen nach und nach zwei weitere Holzhäuser. Und größere Unterstände für die Planwägen. Eine Pferdekoppel gibt es auch, doch immer weniger Pferde, dafür wächst die Kinderschar beständig.

Dass Annas Vater ihr hilft, soweit er kann; dass er kocht, für Geld, Essen und Kleidung sorgt.

Dass aber Anna für die Ordnung im Haus und die Sauberkeit zuständig ist.

Dass sie acht ist und selbst zur Schule geht, gehen muss, wegen der Schulpflicht, die jetzt immer strenger kontrolliert wird.

Davor, da sind die Kinder nur so lange im Unterricht geblieben, bis der Winter vorbei war und man wieder auf die Reise ging.

Die Kinder in die Schulen der Sesshaften zu schicken, erscheint den Fahrenden falsch. Sie sind davon überzeugt, ihre Kinder würden durch das Lesen und Schreiben ihre Instinkte und übersinnlichen Fähigkeiten verlieren. Sie fürchten das geschriebene Wort, denn das würde sie abtrennen: von der Kunst, im Geist „auszufahren“, in Gedankenschnelle durch die Lüfte zu reisen. Sie fürchten, dass das Geheimnis immer weniger Träger haben und diese Kunstfertigkeit abnehmen würde.

Sie glauben, dass das alte Wissen durch die Schrift nur zerstört werden würde.

Zerstört.

Zerstört, wie es die Fensterscheiben der kleinen Hütten an der Lichtung bei Laan Anfang der 1930er-Jahre immer häufiger sind, wenn Annas Familie zurückkehrt von den Märkten, auf denen sie immer weniger verkauft.

Verbrannt.

Verbrannt wie die Zettel, die um die Steine gewickelt sind, auf denen steht: „Zigeuner verschwindet!“ Denn für die aus dem Dorf sind sie „Zigeuner“, die „weißen“ zwar, aber ebenso unerwünscht wie Sinti oder Roma.

Dass sie sich Jenische nennen, wissen die Sesshaften nicht. Auch nicht, dass sie und ihre dunkleren Halbgeschwister es verstehen, mit dem Geist in Gedankenschnelle durch die Lüfte zu reisen.

Dass die „Eingeweihten“ einander immer erkennen. Weil sie „unsichtbare Hüte“ tragen, wie man den Kindern der Fahrenden von jeher erklärt.

Dass sogar die von der Reise abgetrennten Nachfahren das noch vermögen: Fremde unter Fremden zu erkennen – eine Fähigkeit, für die es keine Worte gibt.

Dass sie unsichtbare Flügel besitzen, um der Schwermut und der Trübsal zu entkommen.

Dass aber Geist und Flügel gestutzt werden, amputiert: Durch das niedergeschriebene Wort zuerst. Und dann mit der Stahlklinge.

Dass sie alle in den Wandertaschen ihres Gedächtnisses dieselben Fähigkeiten haben – noch. Wie vor der Zerstörung, der Verbrennung.

Dass Feuer und Blut dieselben Kräfte in sich tragen.

Das alles wissen jene, die Steine durch Fenster werfen, nicht. Und wüssten sie es, es kümmerte sie nicht. Ihnen ist auch egal, ob die Fahrenden ihr altes Wissen verlieren. Sie erinnern die Nachfahren der Spielleute einfach nur daran, dass Fahrende und ihre Art zu leben in dieser Welt keinerlei Wert haben.

2.

Stephan mochte alte Menschen, aber er fand sie auch ziemlich anstrengend. So wie diesen hier, den Neuzugang von Zimmer 109, der den Schwesternruf schon wieder ertönen ließ, zum fünften Mal in dieser Nacht.

„Ich kann nicht schlafen. Ich halte das nicht aus“, rief der Alte und deutete auf die anderen Patienten, „dieses halblaute, unmelodiöse Schnarchertzett.“

Belustigt betrachtete Stephan den aufgebrachten Mann mit dem langen, dünnen, weißen Haar, das wirt von seinem Kopf abstand. Klein war er, zierlich, sein Gesicht eingefallen, aber braungebrannt, und seine Augen hellblau und äußerst wach.

„Ich kann Ihnen jetzt wirklich kein Schlafmittel mehr geben. Aber ich könnte Ihnen Ohrstöpsel bringen.“

„Das ist es ja nicht“, erwiderte der Holländer und wies auf die sichtlich benutzten Ohropax auf seinem Nachttisch.

„Was dann?“

„Dass die – dass sie: Dass sie mich anstarren.“

„Aber die schlafen doch. Und Sie, Sie sollten das jetzt auch tun.“

„Aber ich kann nicht. Ich ertrage es einfach nicht, wenn mir jemand beim Schlafen zusieht.“

Das war es also. Stephan konnte das gut verstehen. Auch er mochte es nicht, dabei beobachtet zu werden, wenn ihm, was unweigerlich geschah, im Schlaf die Gesichtszüge entglitten und er dann womöglich auch noch vor sich hin speichelte und sabberte oder gar furzte.

Unauffällig schaute er auf den Namen am Fußende des Bettes.

„Dr. Bovy“, versuchte er ihn zu beruhigen und zeigte auf die anderen Patienten, „die werden durchschlafen!“

„Das sagen Sie. Aber ich spüre, dass sie es nicht tun werden.“

Stephan betrachtete den Mann, der hellwach und aufrecht im Bett saß. Er trug ein Krankenhaushemd, keinen eigenen Pyjama. Das war eher ungewöhnlich; nicht aber, dass er tief seufzte, das taten hier alle.

„Ich verstehe das ja“, sagte Stephan. „Aber Sie müssen einfach schlafen!“

„Das will ich ja. Aber so?“ Der Alte deutete mit einer verächtlichen Handbewegung auf die Schlafenden. „So kann ich das nicht, absolut nicht. Können Sie mir nicht helfen?“

„Würd’ ich ja gerne. Wenn ich nur wüsste wie.“

„Ganz einfach.“ Der Holländer lächelte und sah mit einem Mal aus wie ein aufgeweckter, kleiner Junge, dessen Körper einfach zu schnell gealtert war. „Bringen Sie mir einen Paravent!“

„Einen Paravent?“

Seit Stephan hier arbeitete, in all diesen fünf Jahren als Krankenpfleger, hatte er, außer auf der Intensivstation, so etwas noch nirgendwo gesehen. Das sagte er ihm auch.

„Aber das ist doch nicht möglich. Man braucht doch einen Rest an *privacy*.“

Irgendwie hatte er ja recht. Stephan wunderte sich oft, wie mühelos die Patienten es aushielten, keine Privatsphäre zu haben. Wie sie so öffentlich liegen und schlafen konnten. Aber bis auf den Holländer war er noch keinem begegnet, den diese durch Alter und Krankheit erzwungene Öffentlichkeit gestört hätte.

„Ich kann Ihnen nichts versprechen“, sagte Stephan.

„Aber vielleicht haben Sie ja Glück.“

„Paravents?“ Sowohl Angeli, die Nachtschwester, als auch der Assistenzarzt blickten nur kurz von ihren Computerspielen auf. „Haben wir doch schon ewig nicht mehr.“

Nach einigen erfolglosen Telefonaten und den immer selben Antworten ging Stephan schließlich um zwei Uhr morgens selbst zur Intensivstation und erbettelte vier Stück hellgrüne Plastiktrennwände, die er dann um das Bett des Holländers stellte.

„Sie sind ein lieber Junge.“ Das klang müde und erfreut zugleich. „Und ich danke Ihnen.“

„Kein Problem. Aber jetzt müssen Sie wirklich schlafen.“

„Werde ich auch tun, ganz bestimmt.“

„Wenn jeder mit solchen Extrawürsten kommt ...“, meinte Angeli, als er ihr davon erzählte, danach, beim Kaffee. Aber Stephan konnte sie rasch beruhigen.

Und nur weil der Holländer ein pensionierter Arzt war, regte sie sich nicht weiter auf. Sie ließ sich bloß darüber aus, dass dieser Dr. Bovy sich doch, wie alle anderen Doktoren, auf Klasse hätte legen können.

„Vielleicht will er ja nicht so elitär sein?“

„Deswegen versteckt er sich dann hinter einem Paravent, ja?“

Gleich nach dem Kaffee ging Stephan noch einmal zu ihm. Er wollte wissen, wie der Holländer aussah, im Schlaf; die Neugier auf das, was der Alte glaubte verbergen zu müssen, sie trieb ihn an.

Doch er lag nur unschuldig am Rücken, tonlos, mit geschlossenem Mund, und schlief tief und ruhig, wie sonst nur zufriedene Kleinkinder.

Als Stephan kurz nach halb acht Uhr morgens seinen Spind zuwarf, widerstand er der Versuchung, noch einmal durch das Schwesternzimmer zu den Medikamentschränken zu gehen, um sich den Übergang vom Dienst in die Freizeit, der ihm in letzter Zeit immer schwerer fiel, zu erleichtern. Es wäre zu auffällig gewesen, wenn er, ein Pflegehelfer, sich nach der Dienstübergabe dort noch herumgetrieben hätte; niemand blieb schließlich länger auf der Station als notwendig, darum verließ er, mit einem freundlichen Winken für die Schwestern vom Tag, die geriatrisch-medizinische Abteilung.

Wie immer drehte er sich, sobald er im Freien war, sofort eine Zigarette.

Warm, dachte er, viel zu warm für diese Jahreszeit. Es war Mitte März. Rauchend ging er durch den kleinen Park hinüber zum Parkplatz, wo sein alter Audi 80 stand, urin-gelb, wie er die Farbe immer bezeichnete, und wie üblich unversperrt; wer sollte so ein Gefährt denn auch stehen. Stephan startete, dabei schaltete sich automatisch das Radio ein, aber er hatte jetzt keine Lust auf Musik. Er stellte sie ab, aber wirklich ruhig war es trotzdem nicht. Da war zu viel in seinem Kopf, das nachklang.

Da war die Stimme der sterbenden Patientin von heute Früh. Und die von Dr. Klausner, der es besonders lustig fand, ihn *Schwester* zu rufen. Dieser *Dr. Dr.* Klausner, einer von der Sorte, für die „Untermenschen“ zweifelsfrei noch existierten, all jene nämlich, die keinen akademischen Titel vorweisen konnten.

Stephan musste husten. Grauenhaft, dachte er, öffnete das Fenster und spuckte hinaus. Die 97-jährige Frau Gleiss kam ihm dabei wieder in den Sinn und wie er ihr mit Angeli in der Nacht den Lungenschleim abgesaugt hatte. Diese unverständlichen Wörter aus dem Mund der Sterbenden, die in ihrer letzten Stunde immer höher und höher geworden waren. Wie sie dann reglos hinter dem Netz ihres Sterbebettes gelegen hatte, mit einem für die Ewigkeit erschrockenen Gesicht.

Nicht jeden Tag, nicht jede Nacht starben welche. Es gab Dienste, da blieben sie alle am Leben. Aber das musste nicht bedeuten, dass das auch gute Tage waren.

Gute Tage waren nur solche, an denen es genug Zeit gab. Zeit, um neben der Arbeit einfach mit den Alten zu sprechen, ein wenig bei ihnen zu verweilen. Das war die wichtigste Pflegehilfe, *das* brauchten sie. Auch wenn er oft nur vorgab, ihnen zuzuhören, so spürte er doch ihre Dankbarkeit und Freude. Das, so fand er, stand ihnen einfach zu und hatte nichts mit dem zu tun, was manche der Diplomierten als Patientenwürde bezeichneten. Den Patienten ihre Würde erhalten bis zu ihrem Ende. – Pah! Stephan kurbelte das Fenster zu, ihn fröstelte plötzlich.

Er würde sich nie an diese Art von „Würde“ gewöhnen, die es eben nicht gab. Er würde nie mit den Alten so sprechen wie manche der Schwestern, die beim Windelwechseln in Kindersprache verfielen. Oder wie Dr. Hafner, der immer fragte: „Na, wie geht es uns denn heute?“ „Schwester“, höhnte Stephan. „Na Schwester, wie geht es *uns* denn heute?“

Er fuhr aus St. Vitus hinaus, verließ die Stadt zügig. Wie ihn das alles nervte. Nicht nur dieser ganze verkommene Pflegebetrieb, sondern auch jene, mit denen er arbeitete, arbeiten musste. Überhebliche Arschlöcher, in der Überzahl. Lange würde er das nicht mehr machen.

Stephan blinkte und bog dann ab auf die schmale Landstraße in Richtung Laan. Alle paar Meter sah er einen platt gefahrenen Frosch.

Hättet ihr euch doch bloß nicht locken lassen! Wäret ihr doch nur in euren Gewässern geblieben! Selber Schuld, dachte er, und fuhr dennoch langsamer, um den Tierleichen auszuweichen, die sich in der Nacht auf den Weg zur Fortpflanzung gemacht und diesen Trieb mit ihrem Leben bezahlt hatten.